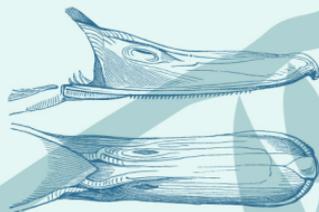




Cord Riechelmann

# Vögel

Vom Singen, Balzen  
und Fliegen



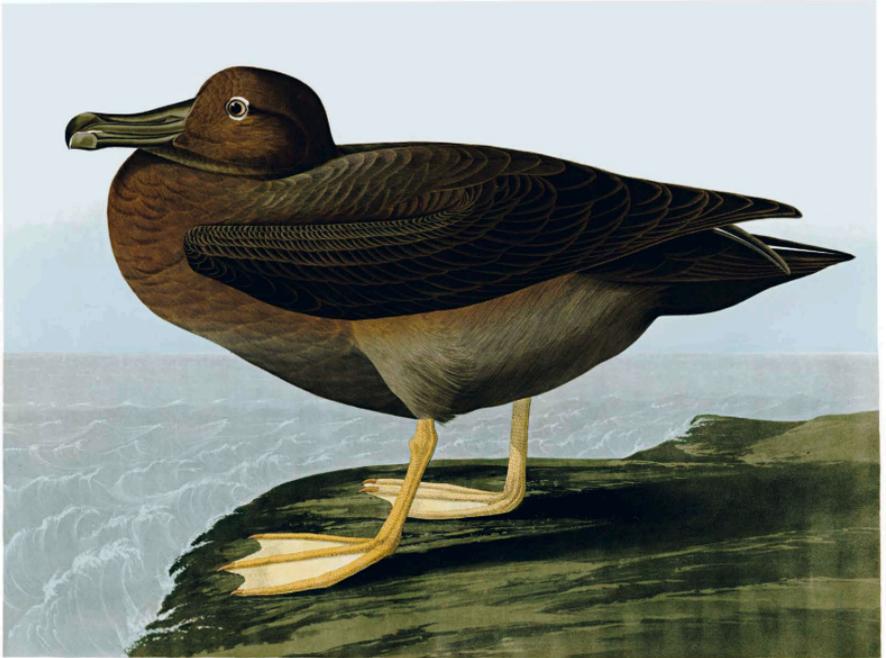
Dudenverlag

## Albatros | *Diomedidae*

Was es heißt, im Element der Luft, zwischen Wind und Schwerkraft sozusagen, zu leben, entzieht sich bis heute der menschlichen Vorstellungskraft. Es ist aber auf See in den windreichsten Gegenden der Erde, um Kap Horn zum Beispiel, kaum jemandem entgangen, dass es da zumindest eine Tierform gibt, die haushoch brechende Wellen und heftigste Sturmböen nicht als feindlich empfindet, sondern als ihr Element. Albatrosse verstehen es, selbst bei orkanartigen Windgeschwindigkeiten von über hundert Stundenkilometern im Flug so auszusehen, als ob sie den Sturm gar nicht bemerkten. Zu übersehen sind die Vögel bei ihren nur selten von einem Flügelschlag unterbrochenen Segelbewegungen dabei nicht. Mit den längsten Flügeln im Tierreich ausgestattet, erreichen die größten unter ihnen, die Wander- und Königsalbatrosse, eine Spannweite von 3,30 Meter. Wer aber so gut und ohne jedes Gebrechen unter den windigsten Verhältnissen fliegen, segeln und gleiten kann, wird an anderer Stelle auch eine Schwäche haben. Und Albatrosse haben sie auf festem Boden, wenn sie zu landen versuchen. Die Filmbilder sind wahrscheinlich nicht mehr zu zählen, die die Vögel zeigen, wie sie vor der Landung ihre Füße ausfahren, schon in der Luft zu strampeln beginnen, um dann aber registrieren zu müssen, dass ihre Fluggeschwindigkeit höher ist als ihr Laufvermögen. Das Ergebnis ist dann oft, dass die Vögel mit der Bodenberührung vornüberkippen und ein paar Meter die Landebahn entlangrutschen. In der Regel erholen sie sich von dem Schwindel der Landung aber relativ schnell und finden die Orientierung zurück.

Dichter wie Samuel Taylor Coleridge und Charles Baudelaire haben diesen Widerspruch zwischen souveräner Luftnutzung und tölpelhaftem Landgang auf ähnliche Weise inszeniert, aber ganz unterschiedlich interpretiert. Coleridge verdammt in seiner Ballade *Der alte Seefahrer* den Seemann, der einen Albatros tötete. Er habe damit ein Verbrechen wider die Natur begangen, das sich gegen Vögel wendete, die mit ihrem Erscheinen Menschen vor großen Gefahren – wie den Stürmen vor Kap Horn – warnen konnten. Baudelaire hingegen betrachtet in seinem Gedicht *Der Albatros* das schändliche Treiben von Seeleuten gegenüber an Land unbeholfenen Albatrossen mit einer durchschlagenden Melancholie. Einer Melancholie, die einem auch deshalb zeitgemäßer als Coleridges Kampfgeist erscheinen kann, weil es heute keiner unvermittelten Lust an der Schadenfreude mehr bedarf, um Albatrosse zu quälen. Nicht umsonst ist ein Foto von einem halbverwesten Albatroskadaver ikonisch für den Zustand der Meere geworden. Auf dem Bild ist zu sehen, wie die Verwesung den Magen- und Darminhalt des Vogels aus Zivilisationsmüll freigelegt hat, mitsamt einem Plastikfeuerzeug, das den Verdauungstrakt des Vogels verstopfte und ihn verhungern ließ.

Es ist aber nicht nur der Plastikmüll in den Meeren, der den Vögeln zusetzt. Als Beifang in den riesigen Netzen der Fischfangflotten tauchen sie regelmäßig auf, und der Klimawandel lässt sie auch nach kilometerlangen Nahrungssuchflügen nicht mehr die Fische finden, mit denen sie ihren Nachwuchs fett füttern können. Berichten zufolge haben die Populationen von drei der zwölf Albatrosarten in den letzten vierzig Jahren Rückgänge um vierzig bis sechzig Prozent zu verzeichnen.



Auch wer die längste Zeit seines Lebens, sogar im Schlaf, fliegend in der Luft verbringt, muss mal Boden unter den Füßen haben, und sei's nur, um sich einen guten Startplatz zu suchen.

Wobei die Nachwuchsrate der Albatrosse ohnehin sehr gering ist. Albatrosse können zwar sehr alt werden – Wissenschaftler halten hundert Jahre für eine realistische Lebenserwartung –, sie pflanzen sich aber nur langsam fort. Wenn sich ein Paar gefunden hat, bleibt es am liebsten für immer zusammen; es zieht aber pro Brutzyklus nur ein Küken groß. Dieses Küken füttern die Elternvögel über ein Jahr lang, und das so gut, dass das Junge am Ende des Jahres drei Kilo schwerer ist als sie selbst. Danach machen sie erst mal eine Pause, sodass sie höchstens alle zwei Jahre ein Junges großziehen. Und wenn einer der Partner stirbt, brauchen Albatrosse sehr lange, bis sie einen neuen gefunden haben. Bis zu vier Brutperioden lassen sie verstreichen, bis sie sich wieder verpaaren. Verständlich ist das, denn Albatrosse setzen in diesen Jahren keinen Fuß auf festen Boden, sondern verbringen segelnd und seltener schwimmend die ganze Zeit auf und über dem Meer. Dabei segeln und jagen sie nicht nur im Flug, sie schlafen auch fliegend, und wenn ein Albatros 55 Jahre alt geworden ist, ist er mindestens sechs Millionen Kilometer um die südlichen Polarzonen geflogen. Mehr Luftwesen kann man nicht mal als Mauersegler sein.

## Alpenkrähe | *Pyrrhocorax pyrrhocorax*

Als Anfang der 1920er-Jahre eine Alpenkrähe eine Expedition am Mount Everest bis in die Höhe von 7950 Metern über dem Meeresspiegel begleitete, wird sie schon gewusst haben, dass die kurz vor dem Gipfel sich nur langsam bewegenden Männer manchmal etwas fallen lassen. Alpenkrähen begleiteten, wie Francis Younghusband in seinem 1926 erschienenen Buch *The Epic of Mount Everest* berichtet, Himalaya-Klettergruppen seit Beginn der Zwanzigerjahre. Neben Schwarzmilanen, Lämmergeiern und Alpendohlen gehörten sie zu den täglichen Besuchern der eingerichteten Ruhecamp. Man vermutete, dass sie den Menschen und ihrer Nahrung selbst auf den Gipfel des Everest folgen würden, wenn es gelänge, dort eine ständige Station zu errichten.

Auch wenn die Gipfelstation auf dem Everest bis heute nicht existiert, hat es den Berg nicht davor bewahrt, in seinen höchsten Höhen zur Müllkippe wohlhabender Westler im Höhenrausch zu werden. Der Kommerz um die Besteigung lässt mittlerweile selbst einen ihrer Helden, Reinhold Messner, zum mahnenden Umweltschützer einer Gegend werden, die für Menschen denkbar ungeeignet ist. Die Wahrscheinlichkeit, dass man dort auf Geier und Krähen trifft, hat aber nicht nur der Müll erhöht. Krähen wie Geier haben eine extrem genaue Wahrnehmung für abweichende, in Richtung eines baldigen Todes zeigende Körperbewegungen anderer Lebewesen, und die werden sie in der Klettersaison besonders um den Everestgipfel herum hinreichend finden.

So weit war es zu Younghusbands Zeiten aber noch nicht. Denn obwohl seine Everestgipfelträume scheiterten, blieb

seine menschliche Hybris unangetastet. »Der Mensch war aus eigener Kraft in eine Höhe von 27.000 Fuß über dem Meeresspiegel geklettert«, schrieb er. »Hat irgendein anderes Lebewesen dergleichen vollbracht? Hat irgendein anderes Tier oder irgendein Insekt oder selbst irgendein Vogel diese erstaunliche Höhe erreicht? Es darf bezweifelt werden.«

Heute, da man weiß, dass ziehende Gänse und Enten den Himalaya in Jethöhe fröhlich schnatternd überfliegen, kann man Younghusband mit seinem Zweifel zu den Akten legen, muss aber weiterhin mit der Hybris menschlicher Überlegenheit gegenüber Land und Tieren leben. Alpenkrähen jedenfalls sind in Asien regelmäßig auf Nahrungssuche bis in eine Höhe von 6000 Metern. Ihre Nester legen sie allerdings in tieferen Lagen an. In geräumigen Höhlungen in Felswänden, Steinbrüchen oder an Burgen und Ruinen, zehn bis sechzig Meter über dem Wandfuß und so für Bodenfeinde unerreichbar, bauen sie aus Zweigen ein rundes Nest, dessen Mulde sie dick mit Gras und Haaren polstern. Wichtig ist, dass in der Höhle Temperatur und Luftfeuchtigkeit ziemlich unabhängig von der Außentemperatur konstant gehalten werden können.

Ob eine Felsspalte diesen Anforderungen genügt, vermögen nur die Weibchen zu beurteilen, die allein die bis zu sechs Eier bebrüten. Während der Brut wird das Weibchen vom Männchen gefüttert, ein Verhalten, das Alpenkrähen das ganze Jahr über zeigen. Besonders in der Phase einer sich anbahnenden Partnerschaft kann das zu Angriffen anderer Krähen führen. Wenn sich das Männchen hüpfend auf das Weibchen zubewegt, sich mit gesenktem Schnabel verbeugt, in ihrem Nackengefieder mit der Schnabelspitze zart nestelt und schließlich Futter hoch- und auswürgt, werden die



Alpenkrähen gehen oft lang anhaltende Paarbindungen ein, in denen nie genau gesagt werden kann, wer gerade das Sagen hat – und das nicht nur, weil sich für Menschen die Geschlechter so schlecht unterscheiden lassen.

Balzenden häufig aggressiv unterbrochen. Wahrscheinlich werden die schreienden Eingriffe anderer Vögel von der nervösen Unsicherheit der Umworbenen ausgelöst. Denn wenn das Weibchen den Futterbrocken verschlungen hat, enden die Interventionen. Alpenkrähen bleiben danach lebenslang zusammen und finden nach dem Tod eines Partners nur schwer einen neuen.

Treu sind sie auch gegenüber Menschen. Die Ethnologin Ellen Thaler konnte erleben, dass von ihr mit der Hand aufgezogene Krähen sie noch nach neun Monaten Abwesenheit wiedererkannten und sie freundlich begrüßten. Nachtragend sind die Krähen demnach offenbar nicht. Überhaupt erscheint ihr Sozialverhalten im Vergleich zu anderen Rabenvögeln schlicht, was sie manchmal selbst verwirren kann. Die etwas kleinere, im Flug an Flügel- und Schwanzform gut von der Alpenkrähe zu unterscheidende Alpendohle hat ein reicheres Ausdrucksrepertoire, schon wegen der Gruppenbalz der Männchen. Wobei die Balz der Dohlen in Gruppen von zwei bis zu zwanzig Vögeln erfolgt. Meist fordert ein Vogel durch einen hellen »Ziupp«- oder »Zia«-Ruf einen anderen zur Balz auf. Antwortet ein anderer Dohlenmann, kann sich, nach einem kurzen Zögern, ein Dritter in den Balztakt einschalten, und dann beginnt ein Spiel, das wie eine Inszenierung wirkt, in der Verfolgung und Tanz ineinander übergehen. Dabei werfen die Vögel den Kopf zurück, bis der Schnabel senkrecht in der Luft steht, verfallen in Würgebewegungen und hüpfen steifbeinig umeinander. Die Flügel lassen sie während dieser Bewegungen ausgebreitet hängen und laufen mit gestäubten Halsfedern und am Boden schleifendem gefächertem Schwanz vorwärts. Irgendwann wechseln sie dann den Ort, fliegen auf einen Zaun, Baum oder ein Dach. Und auch

wenn die Gruppenbalz durchzogen ist von schnarrenden Warnrufen und anderen Drohgebärden, geht sie nie in einen wirklichen Kampf oder auch nur Streit über. Es sieht aus wie übermütiges Spiel, ohne erkennbares Ziel. Irgendwann bricht es einfach ab, und die Vögel gehen wieder auseinander. In »Mischehen« beider Arten fand man ein Phänomen, das die Alpenkrähen alt aussehen ließ. Die Paare formten aus ihren Artsprachen ein für andere unverständliches Gemisch, einen synchronisierenden Duettgesang. Sie wurden »zweisprachig«. Die Mischlinge waren in der Lage, die Signale von Krähen und Dohlen zu produzieren und wohl auch zu verstehen. Anders ist es kaum zu erklären, dass sie Krähen mit deren Lockruf an futterlose Stellen lockten, um sogleich zum Ort zu fliegen, an dem es tatsächlich Nahrung gab, und von dort mitzuteilen, dass die anderen wegbleiben sollen. Ob es sich dabei aber um ein beabsichtigtes Täuschungsmanöver handelt, wie es für Schimpansen beschrieben worden ist, ist noch nicht klar, denn viele Vögel, besonders Jungvögel, setzen zum Beispiel Alarmrufe falsch ein. Solche Vögel äußern etwa den Warnruf für Bodenfeinde, obwohl sich gerade ein fliegender Greifvögel nähert. Vertreiben sie damit andere Vögel, ist das eher Zufall als bewusster Betrug. Und selbst wenn die Täuschung einsichtigem Verhalten entspringt, sind ihr doch Grenzen gesetzt. Sie funktioniert meist nur für kurze Zeit. Nach ein paar Wiederholungen identifizieren die anderen den Rufer als unzuverlässig. Und im Laufe der Zeit lernen die jungen Vögel die Rufe richtig einzusetzen. Es ist ein dem menschlichen Sprachlernen vergleichbarer Vorgang, in dem der »richtige«, das heißt der sozialverträgliche, verständliche Gebrauch der Wörter ja auch erst erlernt werden muss.

Wallace Stevens war auf der Höhe seiner Inspiration und Wortkraft, als er dichtete: »Ich weiß nicht, was vorzuziehen ist:/ Die Schönheit von Modulationen/ Oder die Schönheit von Anspielungen,/ Die Amsel beim Flöten/ Oder gleich danach.« Stevens fasst mit diesen Zeilen aus seinem Gedicht *Dreizehn Anschauungen einer Amsel* die ganze Verwunderung eines rhythmisch und taktisch geschulten Ohres zusammen, die einen beim Hören einer singenden Amsel überfallen kann. Das geht von dem zugewandten Eindruck »Die singt aber schön!« bis zu den immer wieder auffallenden Tonfolgen, von denen man meint, sie von woandersher zu kennen. Womit man in der Regel auch recht hat, denn Amseln sind Meister der tonalen Anspielungen, wie sie auch ein gutes Gefühl dafür haben, was Menschen als melodisch empfinden. Und doch bleibt immer ein Rest des Unidentifizierbaren in ihrem Gesang, dem Stevens so schönen Ausdruck verliehen hat und das nicht nur in der hier zitierten *V. Anschauung einer Amsel*. Es ist nämlich schlicht so, dass das menschliche Ohr zu einer Identifizierung aller Modulationen und Anspielungen im Amselgesang nicht mal bedingt taugt. Und darum scheinen die Vögel in der Stadt zu wissen, und die Amsel geht in gewisser Weise auf die Hörgewohnheiten von Menschen ein. Zu Hilfe kommt den Amseln dabei, dass die Ernährungslage in den Städten für sie schon seit Längerem sehr günstig ist. Schon ab vier Uhr morgens kann man bereits im Februar und März überall die Motive ihrer weitreichenden Reviergesänge hören. Und nur wer mehr als genug zu fressen hat, kann die melodischen Strophen derart ausdauernd aneinanderreihen,

dass sie jeden Morgen und Abend – in Einzelfällen auch den ganzen Tag über – flächendeckend die Präsenz des jeweiligen Sängers in seinem Territorium anzeigen. Denn Singen kostet Kraft und erhöht zudem die Gefahr, von Fressfeinden entdeckt zu werden.

Amselhähne verfolgen die Gesänge ihrer benachbarten Rivalen sehr genau. Wenn man zwei in unmittelbarer Nachbarschaft singenden Hähnen länger zuhört, kann man mit ziemlicher Sicherheit ein Phänomen beobachten, das zwar auch bei anderen Vögeln vorkommt, bei Amseln aber zuerst beschrieben wurde: Ein Motiv oder auch eine ganze Strophe wechselt von einem Sänger zum Nachbarn. Das heißt, einer kontert den Gesang des anderen mit derselben Tonfolge. Das tun sie in unregelmäßigen Abständen und mit gesteigerter Rivalität immer häufiger. Wo besonders viele Amseln sehr dicht nebeneinander singen, kann man dabei frühmorgens hören, wie eine Strophe eine ganze Straße »hochwandert« und wieder zurück gesungen wird, von ungefähr zehn verschiedenen Hähnen. Mit dem Kontergesang konkurrieren sie aber nicht nur, sie zeigen damit auch, dass sie sich kennen und aus derselben Gegend stammen.

Amseln bleiben das ganze Jahr über in der Stadt und begegnen sich in Parks, auf Friedhöfen und Grünstreifen ständig. Dabei umkreisen sie sich häufig, verfolgen einander und fallen auch manchmal übereinander her. Die Heftigkeit der Streitereien variiert stark mit der Jahreszeit, ähnlich wie die Lautstärke ihrer Gesänge. Dass sie im Frühjahr besonders laut von exponierten Balkonen, Dachrinnen oder Baumgipfeln singen, hängt mit den länger werdenden Tagen, der zunehmenden Kraft der Sonne und der beginnenden Partnersuche zusammen.

Ihre Lieder werden aber mit der Zeit nicht nur lauter, sondern auch besser. Die Pausen werden exakter gesetzt, die Motive abgestimmter und die Melodien variantenreicher. Was besonders in Städten einen Einblick in ihre Vorbilder gestattet. Die Vögel lernen ihre Töne nämlich nicht nur von ihren am Nest singenden Eltern. Sie übernehmen auch menschliche Pfiffe, Handy-Erkennungsmelodien, Verkehrslärm oder Sirenentöne. Und bauen sie stets so in ihre Strophen ein, dass der Menschenohren gefällige Klang des Gesangs erhalten bleibt.

Der heute fast vergessene Komponist Heinz Tiessen kam denn auch nach dem Studium des Amselgesangs zu dem Schluss, dass die Vögel ihre Vorträge »komponieren«. Tiessen sammelte Vogelgesänge und zeichnete das Gehörte in Notenschrift auf. Und schon im Titel seiner 1953 erschienenen Abhandlung *Musik der Natur. Über den Gesang der Vögel, insbesondere über Tonsprache und Form des Amselgesanges* scheinen implizit die Schwierigkeiten auf, die die Übertragung von Vogelgesängen in menschliche Sprache bereiten.

Tiessen konzentrierte sich vernünftigerweise auf die Amsel. Denn über ihre Häufigkeit hinaus bietet ihr Gesang tatsächlich einige Vorteile für die Analyse ihres Tuns. Amseln singen strophig. Das heißt, zusammenhängende Gesangsstücke von zwei bis fünf Sekunden Dauer werden von ebenso langen Pausen unterbrochen, bevor die nächste Strophe gesungen wird. Formal kann man die Strophen mit den Sätzen der menschlichen Sprache vergleichen. Amselhähne haben bei erheblichen individuellen Schwankungen im Schnitt etwa dreißig verschiedene Strophentypen in ihrem Repertoire, die sie in verschiedenen Folgen aneinanderreihen. Und mit der Analyse der Frequenzspektrogramme der Strophen, ih-



Amselhähne sitzen gern deutlich sichtbar an herausgehobenen Warten und singen.